

Auf (nimmer) Wiedersehen

Auslandsmigration von Filipinas

von Niklas Reese

Fast acht Millionen Filipinas waren Ende 2004 in 97 Ländern außerhalb der Philippinen beschäftigt — ein Viertel der Arbeitsbevölkerung. Über drei Millionen von ihnen gehen einer zeitlich befristeten und legalen Beschäftigung nach, 1,6 Millionen sollen unter illegalisierten Bedingungen arbeiten müssen (tago na tago bzw. TNTs genannt — »ständig im Verborgenen«). 2,8 Millionen durften sich im Ausland bereits niederlassen — viele von ihnen sind mit Ausländer/innen verheiratet und/oder haben die Staatsbürgerschaft des »Gastlandes« angenommen. Jeden Tag verlassen ca. 2.500 Filipinas das Land, um anderswo ihr Auskommen zu suchen.

Sie arbeiten als Haushaltsangestellte, Krankenschwestern, Prostituierte und Altenpflegerinnen — aber auch als Ingenieure, Dolmetscherinnen, Priester und Ärztinnen. 30 Prozent aller Seemänner dieser Welt sind Filipinos. In Europa leben und arbeiten legal z.Zt. über 500.000 Filipinas, davon in Deutschland über 25.000. Wie viele Illegalisierte sich hier befinden, kann nur geschätzt werden.

Geschichte und Gegenwart

Schon in den 1920er Jahren, als die USA noch offiziell Kolonialherren im Lande waren, sind Hunderttausende Filipinas auf Ananasplantagen auf Hawaii eingesetzt worden.

In den 1960ern kam es in den Industriestaaten des Nordens zu einem Mangel an Arbeitskräften. Mit den Petro-Dollars, die seit den 1970ern den arabischen Ölstaaten zur Verfügung standen, entstand dann dort fast über Nacht eine riesige Nachfrage nach Produktionsarbeitern und Haushaltsangestellten. Diese Nachfrage wollte sich auch Ferdinand Marcos zunutze machen. Arbeitsmigration galt als glänzende Möglichkeit, an Devisen zu kommen und den wachsenden Schuldendienst zu bedienen, ohne Wirtschaftsreformen zu initiieren. An einer wirklichen Landreform hatten der Diktator und seine Günstlinge, deren Machtbasis der Landbesitz war, kein Interesse. Da sie

ihre Geschäfte außerdem überwiegend in den traditionellen Wirtschaftssektoren machten, die international nicht wettbewerbsfähig waren, zeigten sie auch keinerlei Interesse an einer selektiven Weltmarktöffnung nach Vorbild der »Tigerökonomien«.

Bis heute schickt man Hochqualifizierte und Überflüssige gleichermaßen ins Ausland, damit diese Devisen zurück ins Land schicken. In den 1970ern noch zur »vorübergehenden Maßnahme« erklärt, hat sich die Zahl der Overseas Contract bzw. Filipino Workers (OCWs / OFWs) seitdem verachtundzwanzigfacht. Und mittlerweile emigrieren überwiegend Frauen — (noch) knapp mehr als die Hälfte von ihnen jung und unverheiratet.

Ihre Rücküberweisungen sind zum wichtigsten Devisenbringer der Philippinen geworden — 2004 haben nach Angaben der Weltbank die OCWs 7,9 Mrd. Dollar in die Heimat überwiesen, ein Fünftel des Exportvolumens und ein Zwölftel des Bruttosozialprodukts. Erst jüngst hat Präsidentin Arroyo die Arbeitsmigrant/innen zu »den Held/innen unserer Zeit« erklärt, am Flughafen in Manila gibt es spezielle Schalter für die »Balikbayans«, die Heimkehrerinnen.

Das staatliche Interesse an Arbeitsmigration — insbesondere der von Frauen — ist in den Philippinen enorm. Das kommt in umfangreichen institutionalisierten Unterstützungsmaßnahmen zum Ausdruck, die von

bis fast in den letzten Winkel des Landes anzutreffenden privaten Vermittlungsagenturen ergänzt werden. Dem steht allerdings nur ein geringes staatliches Engagement für den Schutz und die Rechte der Migrant/innen im Ausland gegenüber.

Warum?

Jede/r Fünfte denkt darüber nach, die Philippinen auf der Suche nach »grünen Weiden im Ausland« zu verlassen. Dafür gibt es nicht nur wirtschaftliche Gründe, sie spielen aber eine wichtige Rolle. Einige der nicht-ökonomischen Gründe, die Migration gerade in westliche Länder attraktiv machen, sind ein unkritischer Glaube an das »Gelobte Land Amerika«, wo das Leben einfach besser sein muss, der Wunsch nach hellhäutigen Kindern mit nicht so flachen Nasen, die Chance sozialer Mobilität und mehr Platz für ein »eigenes Leben« fern der rigiden sozialen Normen im Nahbereich.

Die Wirtschaft der Philippinen stagniert seit langem, die Chancen, Arbeit zu finden, sind düster. Auf dem und vom Land können — nicht zuletzt wegen der zunehmenden Weltmarktöffnung — immer weniger der

Niklas Reese ist Sozialwissenschaftler, Mitarbeiter des Sozialprojekts des Asienhauses und beschäftigt sich seit vielen Jahren mit gesellschaftspolitischen Fragestellungen in den Philippinen.

noch 50 Millionen dort Lebenden ihr Auskommen fristen. Im Ausland, so glaubt man, lässt sich a) überhaupt noch eine Beschäftigung finden und b) das Vielfache von dem verdienen, was eine vergleichbare Stelle im Inland einbringen würde. Migration gilt auch als »Abstimmung mit den Füßen«. Der aussichtslos wirkende Zustand von Politik und öffentlicher Verwaltung, Korruption, Kriminalität und fehlende Chancen daheim führen zu einer »bloß weg hier«-Haltung.

Da der Staat pleite ist (über 30 Prozent des Staatshaushaltes fließen in den Schuldendienst) und formelle soziale Sicherungssysteme kaum ausgebaut sind, scheint die Arbeitsmigration einer/eines Familienangehörigen oft als einziger und gangbarer Lösungsweg für die materiellen Probleme. Sie gilt vielen als einzige Möglichkeit, die eigene Familie zu ernähren, den Kindern oder Geschwistern eine Ausbildung zu finanzieren und die Eltern im Alter unterstützen zu können, oder aber das nötige Kapital zusammen zu bekommen, um ein kleines Geschäft nach der Rückkehr zu eröffnen. Vor allem Töchter, Mütter und Ehefrauen kommen auf diese Weise ihrer kulturellen Pflicht zur Unterstützung der Familie nach. Sie legen nach Angaben der philippinischen Soziologin Belinda Medina ein größeres Engagement für die Daheimgebliebenen an den Tag als die Männer und überweisen einen »viel größeren Anteil« ihres Geldes nach Hause.

Entwicklung auf Pump

15 Prozent der philippinischen Haushalte erhalten direkt Überweisungen aus dem Ausland — 60 Prozent gehören zum erweiterten Kreis der Begünstigten. Arme Haushalte können so ihre Ausgaben für Kleidung, Bildung, Essen und Gesundheitsdienstleistungen bestreiten. Bei ihnen machen Überweisungen oft weit mehr als die Hälfte des Haushaltseinkommens aus und stellen manchmal sogar (fast) das gesamte Geldeinkommen dar.

In der bitterarmen Provinz, aus der die meisten Migrant/innen stammen, konnte man vor einigen Jahrzehnten nur wenige Häuser aus Stein finden (die meist den Bessergestellten vor Ort, etwa dem Groß-



Quelle: PSAP, Nonoy Ty

Unterwegs auf den sieben Meeren: philippinische Seemänner

grundbesitzer, gehörten). Nun finden sich dort viele solcher Häuser, kleine Läden und befestigte Straßen. Die Armen konnten sich nun einige der Annehmlichkeiten leisten, die bislang exklusives Privileg der Reichen gewesen sind — Kühlschränke, Videorekorder oder Fernseher. Manche Dörfer werden auch gemeinsam durch die zahlreichen Vereinigungen von Migrant/innen in Übersee unterstützt, die sich ihrer geographischen Herkunft nach organisiert haben. Einige Schulen, Dorfplätze, Brunnen oder Kirchen sind auf diese Weise entstanden.

»Das Einkommen aus den Überweisungen reißt einen zunehmenden Wohlstandsgraben unter der Bevölkerung auf«, stellt die Journalistin Belinda Aquino fest. Die Rücküberweisungen können also zwar die mangelhaften Einkommensmöglichkeiten und sozialen Sicherungssysteme (teilweise) kompensieren. Das Problem sozialer Ungleichheit verschärfen sie aber eher noch.

Dequalifizierung

Während die Überweisungen der Migrant/innen die Ökonomie am laufen halten und der Arbeitsmarkt um diejenigen entlastet wird, für die der Arbeitsmarkt keine Verwendung hat, verlieren die Philippinen massiv an Kompetenz, Berufserfahrung und

Wissen, wenn Hochqualifizierte das Land verlassen, weil sie im Ausland um einiges mehr verdienen oder aber im Land keine adäquate Stelle finden können (*brain drain*). Denn College-Absolvent/innen haben die höchste Arbeitslosenrate im Lande.

Der junge Arzt, der 2004 das beste Medizinexamen des Landes machte, erklärte unmittelbar danach, er beabsichtige, in die USA auszuwandern, um dort als Krankenpfleger zu arbeiten. »Es ist Zeit, mir selbst zu dienen!« Was von einem individuellen Standpunkt aus verständlich ist und außerdem in der Logik des »aus sich selbst ein Projekt bzw. Unternehmen zu machen« (*enterprising self*) liegt, ist aus gesellschaftlicher Perspektive ein herber Verlust. 68 Prozent aller philippinischen Ärzt/innen gehen ins Ausland. Kein Land — so die Weltgesundheitsorganisation WHO — exportiert so viel medizinisch qualifiziertes Personal wie die Philippinen. Für 2001 wurden 13.536 auswandernde Krankenschwestern behördlich registriert, doppelt so viele wie im Vorjahr.

Der Bedarf nach philippinischen Krankenschwestern wird in den nächsten 10 bis 15 Jahren in den Industrieländern u.a. durch die Alterungsprozesse noch zunehmen (*siehe »Krankenschwestern nach Übersee« in südostasien 3/2003*). Japan hat im April 2005 eine neue Einwanderungsrichtlinie verabschiedet, die auch die Vergabe von Arbeitsvisa

an Krankenschwestern und Altenpflegerinnen erleichtert wird. Andererseits werden »Entertainer« nicht wie bislang automatisch ein Visum erhalten, da dies neuerdings (zurecht) als Beihilfe zum Menschenhandel betrachtet wird. Junge Frauen werden meist unter dem Vorwand, als Sängerinnen und Tänzerinnen zu arbeiten, nach Japan geholt, dann aber zur Prostitution gezwungen.

Während lange Zeit kaum jemand Krankenpflege studieren wollte, bersten nun die Kurse aus allen Nähten und überall im Land werden neue »Colleges of Nursing« errichtet. Die philippinischen Krankenpflegesschulen bilden mittlerweile mehr als 9.000 Anwärtinnen pro Jahr aus, von denen zwischen 5.000 und 7.000 später lizenzierte und registrierte Krankenschwestern werden. Das Land examiniert in der Zwischenzeit pro Kopf mehr Krankenschwestern als jedes andere Land.

Die Abwanderung von Krankenschwestern hat das landeseigene Gesundheitssystem geschwächt. Nach einer Stichprobe der Alliance of Health Workers (AHW) in elf Krankenhäusern verließen 17 Prozent der dort tätigen Krankenschwestern in den letzten zwei Jahren das Land — meist die erfahreneren Krankenschwestern oder solche mit Zusatzausbildungen. Operationssäle mussten daher mit Berufsanfängerinnen besetzt werden, und erfahrene Krankenschwestern mussten öfters Doppelschichten leisten.

Der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Philippinen schadet es massiv, wenn Expert/innen das Land verlassen und es an erfahrenen und kompetenten Arbeitskräften mangelt. Zu allem Überfluss können Migrant/innen oft ihre im Ausland erworbenen Fertigkeiten (*brain gain*) kaum einbringen, wenn sie zurückkehren, weil es an der nöti-

gen Ausstattung und den nötigen Positionen im Lande fehlt.

Gewalterfahrungen

Migrant/innen, die in niedrig qualifizierten Arbeitsverhältnissen tätig sein müssen, können von den guten Gehältern, die einige ihrer hoch qualifizierten Landsleute im Ausland verdienen, nur träumen. Filipinas, die als Haushaltsangestellte in Hongkong, Singapur oder dem Mittleren Osten tätig sind, verdienen kaum mehr als 200 US-Dollar im Monat. Wer wenig verdient und wessen Qualifikationen kein knappes Gut auf dem Markt sind, ist wenig wert und kann nicht mit gesellschaftlicher Anerkennung rechnen. So werden diese Arbeitsmigrant/innen oft Opfer körperlicher, verbaler oder sexueller Gewalt. Eine Untersuchung im Oktober 2004 ergab, dass jede Fünfte der Filipinas, die aus dem Ausland zurückkommen, körperliche und/oder sexuelle Gewalt seitens ihrer Arbeitgeber erlitten hat. Nach Angaben des phil. Außenministeriums von 1999 kommen täglich zwei Särge mit OCWs auf dem Flughafen in Manila an. Die Gefahr, Opfer von Gewalt werden zu können, ist denjenigen, die im Ausland arbeiten möchten, wohl bewusst. Die Antwort, die einem daraufhin oft gegeben wird: »Mir wird das schon nicht passieren. Ich werde schon Glück (*suwerte*) haben.«

Gerade diejenigen, die in Asien arbeiten, sind einer besonders großen Unsicherheit ausgesetzt. »In Asien ist Migration vor allem eine Einfuhr von Werkzeugen. Man importiert Menschen als Werkzeuge, die sauber machen können, aber diese Menschen können nie in die Gesellschaft integriert werden oder ihre Familien nachkommen lassen, weil dies eine soziale Sicherung voraussetzen würde.« beklagt Rex Varona.

In die Brüche

Viele Migrant/innen erklären, dass ihre Auslandsbeschäftigung eine negative Auswirkung auf ihr Familienleben bis hin zur Zerrüttung gehabt habe. Scheidung und Trennung, soziale und gesundheitliche Problemen seien aufgetaucht. Ehemänner zu Alkoholikern geworden, Kinder

hätten in Folge mangelnder Fürsorge und Erziehung die Schule abgebrochen, Jugendliche seien kriminell und Familienmitglieder depressiv geworden. Oft entfremdeten sich auch die Kinder von Vater und/oder Mutter, die meist mehrere Jahre im Ausland arbeiteten und ihre jungen Kinder in neun von zehn Fällen in die Obacht von Verwandten geben.

Die Eltern der Kinder können oft nur alle paar Jahre mal auf Heimaturlaub kommen und dann nur für zwei Monate bleiben. Nach Ablauf eines Beschäftigungsverhältnisses brechen sie dann für mehrere Jahre zu einer neuen Arbeit auf. Manche Migrant/innen merken bei ihrer Rückkehr, wie sehr sie sich verändert haben, dass ihre Umgebung aber nicht bereit ist, dies zu Kenntnis zu nehmen.

Aufbrüche

Die zunehmende Feminisierung der Migration bringt das traditionell patriarchale Geschlechterverhältnis gehörig durcheinander. »Als es noch meistens die Männer waren, die zum Arbeiten ins Ausland gingen, wurde dies als Teil ihrer Versorgerrolle betrachtet. Als dann mehr und mehr Frauen gingen, forderte dies das Ideal der Mutter heraus, die als »Licht des Hauses« (*ilaw ng tahanan*) zu Hause bleibt«, so Maruja Asis vom Philippine Center for Investigative Journalism. Wenn dann auch noch Frauen (Mütter, Töchter, Schwestern) zur Hauptverdienerin werden, stellt dies das Ideologem der »Hinzuverdienerin« in Frage. »Weil die Frau traditionell als Hausfrau und Hauptorgende (*primary caregiver*) gilt, durchläuft eine Familie viel mehr Anpassungsprozesse, wenn Mütter gehen als wenn Väter auswandern. In einigen Fällen haben Väter Sorgaufgaben übernommen, meist sind es allerdings andere weibliche Verwandte, die die Aufgaben übernehmen, die bislang die Mutter wahrgenommen hat«, stellt Asis fest.

Untergrabung der Eigeninitiative

Die Überweisungen aus dem Ausland — das haben zahlreiche Studien bestätigt — werden kaum



gespart oder investiert, sondern größtenteils ausgegeben. »Für manche Migrantinnen ist bei Besuchen auf den Philippinen die Enttäuschung groß«, so Ebbinghaus, »weil das nach Hause geschickte Geld vom Bruder vertrunken und verwettet, von der Schwester zum Hausbau oder zur Finanzierung der Muße eines anderen Familienmitgliedes genutzt wurde und die alten Eltern nicht sonderlich gut versorgt sind.« Ebbinghaus vertritt in diesem Sinne auch die Auffassung, dass die »Transferzahlungen mit dazu beitragen, die eigentlichen Ausmaße der Armut auf dem Lande zu verschleiern.«

Die regelmäßigen Einnahmen der Familien durch die Arbeitsmigrant/innen wirken sich auch auf Arbeitsmotivation der Daheimgebliebenen und ihre Strategie, die nötigen Mittel fürs (Über)leben zu bekommen, aus. Die Überweisungen von OCWs könnten so falsche Anreize schaffen (*moral hazard*). Haushalte würden auf diese Weise in Abhängigkeit von den Überweisungen geraten, da Angehörige weniger arbeiten und weniger nach Jobs auf dem heimischen Markt suchten. In meinen Augen wäre dies ein Argument, über das sich nachdenken ließe, wenn es genug Arbeit oder Kaufkraft gäbe. Warum aber sollte man zum Wahrnehmen von Chancen mobilisieren, die es kaum gibt?

Mehr als menschliche Verluste

Die Dollarmilliarden der Arbeitsmigrant/innen mindern Jahr für Jahr das Handelsdefizit der Philippinen — und den Druck auf die Regierung, nachhaltige wirtschaftliche Reformen zu initiieren. Solange die Überweisungen ins Land fließen, können sie weiterhin »eine Politik machen, die ihnen politisch nützt, ökonomisch aber schädlich ist, da die Überweisungen sie vor den negativen Folgen dieser Politik bewahrt«, befürchtet nicht nur Fernando Aldaba.

Zahlreiche Studien sind außerdem zu dem Ergebnis kommen, dass es einen Zusammenhang zwischen Bildung und vernünftiger Wahlentscheidung gebe. »Wenn die gebildeten Menschen das Land verlassen ist es kein Wunder, das nur populäre Kandidaten und traditionel-

le Politiker gewählt werden, auch wenn sie für das Amt ungeeignet sind,« so Aldaba.

Und nun ...?

Sozioökonomische Vorteile sind meist konkreter, sind unmittelbarer zu spüren und lassen sich leichter messen. Doch das macht die — oft soziokulturellen und gesellschaftlichen — Nachteile nicht weniger real, auch wenn sie eher auf lange Sicht wirksam und spürbar werden, und dadurch auch nicht so leicht zu beheben sind.

»Auslandsmigration ist wahrscheinlich auf kurze und mittlere Sicht eine notwendige Strategie« meint daher Aldaba. Er schlägt daher vor, auf kurze Sicht dafür zu sorgen, dass die Mittel aus der Auslandsmigration auch einem wirksamen Schutz der Migrant/innen in den Zielländern zugute kommen. Mittelfristig sollte die Regierung davon abkehren, die Arbeitsmigration auch noch wie beabsichtigt auszubauen. »Wenn wir so viel Geld in die Förderung der Auslandsmigration stecken, fehlen uns die Mittel für andere Programme. (...) Insbesondere muss die Regierung Wege finden, die Überweisungen in produktivere Investitionen umzuwandeln, so dass mehr Arbeitsplätze im Inland geschaffen werden. Und dass die Bildung und Qualifizierung der Filipino/as auch auf eine dynamischere Wirtschaft, die Güter für heimische und ausländische Märkte produziert und nicht nur aufs Ausland ausgerichtet wird.«

Migration hat ihre starken Schattenseiten. Die Philippinen wären aber kulturell eintöniger und menschlich ärmer ohne Migration — ihre Geschichte und Kultur ist maßgeblich durch Migrant/innen, Migration und kulturellen Einflüsse aus allen Ecken der Welt geprägt. In die malaiische Kultur haben sich chinesische, arabische, spanische und amerikanische Einflüsse gemischt. Heute sind es auch die »Übersee Filipino/as«, die kulturelle Anstöße und Eigenarten aus allen Herren Länder mitbringen. Und sie tragen dieses kulturelle Allerlei wieder hinaus in alle Welt. Was wäre die Welt nur ohne die Pino/ays!

Quellen

- Fernando T. Aldaba. *The economics and politics of overseas migration in the Philippines*, Manila Times, 22.-24.3.2004 (dreiteilig)
- Ökumenische Asiengruppe (Jetzt: Frauenrecht ist Menschenrecht): *Die unsichtbaren »Perlen« — Migrantinnen im informellen Arbeitssektor*, Frankfurt, 2000
- Rex Varona: *Trends in the Asian Migration Map*, Februar 2001
- The Philippine Migration Trail — unter: ipsnews.net/migration/philippines/documents.html
- Diana Mendoza: *Migrant Workers' Children Left Behind*, Left, IPS
- Nick Cater: *How migrant money helps in a crisis*, Alertnet.org, 18.4.2005
- Joana Ebbinghaus: *Soziale Sicherheit auf den Philippinen — in: Soziale Sicherheit in Asien*, hrsg. von Wilhelm Hofmeister und Josef Thesing, Bonn, 1999, S. 269-298

Landraub, Konflikt und Migrationsprogramme

Migration ist ein Phänomen, das in den Philippinen weit über den Aspekt der internationalen Migration hinausgeht, die im Blickpunkt dieses Artikels steht. So gibt es eine massive Binnenmigration in die Städte, etwa aus den Provinzen in den Großraum Manila (ca. 15 Millionen Filipino/as).

Bauern und Indigene werden von Großbergbau, Plantagenwirtschaft, andere »Entwicklungs«projekten und durch Landraub von ihrem Boden vertrieben.

In Mindanao sind Hunderttausende durch den Konflikt zwischen Regierung und muslimischen Rebellen immer wieder auf der Flucht — sie leben in Flüchtlingslagern oder seit Jahrzehnten ohne Rechtssicherheit im zu Malaysia gehörenden Sabah.

Dieser Konflikt ist seinerseits maßgeblich durch ein massives Migrationsprogramm verursacht worden, das seit den 1950ern Millionen Menschen aus Luzon und den Visayas nach Mindanao gebracht hat.

Quelle: N. Reese